Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 33 (1953-1954)
Heft: 11

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Neue Vergilpublikationen

Vergils Dichtung hat nach langer Verdunkelung auch im deutschen Kulturgebiet erneut benonnen, ihren Glanz auszustrahlen. Nie bestritten in den Ländern romanischer Zunge, zog Vergil die Angriffe gerade als römischer Klassiker auf sich, als man in Deutschland unter der Führung Herders und Lessings die Bevormundung durch den lateinisch-französischen Klassizismus abzuschütteln begann. So wurde Homer gegen Vergil ausgespielt, nicht bloß als Grieche gegen den Römer, sondern, was damit gleichbedeutend schien, als ursprünglicher Genius gegen den Nachahmer und bloßen Meister der Form. Dies war Radikalisierung einer antiken Formel, welche die beiden Dichter als Verkörperung des Gegensatzpaares ingenium und ars klassifizierte, freilich ohne damit ein eindeutiges Werturteil zu verbinden. Der bloßen Genialität gegenüber behauptete die Antike ja stets eine gewisse Reserve, und das Formale gering zu schätzen wäre einer Verleugnung ihrer ganzen Dichtung gleichgekommen. So führte die ästhetische Diskussion schließlich dazu, daß sich in einer vollendeten Dichtung ingenium und ars zu verbinden hätten, und Vergil wurde an Rang neben Homer gestellt, weil seine besonderen Vorzüge diejenigen des Griechen wettzumachen schienen.

Während diese Wertung sich dank den Neuprägungen eines Boileau oder Dryden für den westeuropäischen Humanismus behauptete, wurde Vergil in Deutschland etwa von der letzten Jahrhundertwende an durch die philologische Forschung allmählich rehabilitiert. Sein Abstand von Homer verringerte sich durch die Einsicht, daß auch Ilias und Odyssee Frucht einer generationenlangen Kunstübung seien, und andererseits erwachte das Verständnis für die schöpferische Leistung, die Vergil als Vollender homerischer und hellenistischer Tradition vollbrachte. Daß er die Aeneis als lateinisches Gegenstück zu Ilias und Odyssee schuf, deutete kein antiker Leser als Mangel an Originalität, sondern als Aufforderung, das Besondere seiner Neuschöpfung im Vergleich mit ihren Vorbildern zu genießen.

Damit sind auch der literargeschichtlichen Forschung die Wege vorgeschrieben. Als neuester Beitrag zu dieser sind die Studien eines jungen Vertreters der Berner Schule, *Markus Hügi,* vorzustellen, welche hauptsächlich der Beziehung zwischen der Aeneis und dem Argonautenepos des Apollonios Rhodios gewidmet sind, einem Hauptwerk der hellenistischen Dichtung [1]). Daß Vergil diesem außer Ilias und Odyssee einzelne Anregungen verdanke, hat schon die antike Kritik festgestellt, vor allem verglich sie die Didoepisode der Aeneis mit der Hilfe, die Apollonios seinen Iason bei Medea für die Heimholung des goldenen Vließes finden läßt. Hügis umsichtige und einfühlende Interpretation ist vor allem auf den Nachweis gerichtet, wie Vergil seine Vorbilder stofflich und stilistisch völlig frei behandelt, wie er Motive in neuen Zusammenhang versetzt, aufspaltet oder wiederholt, und vor allem, wie er die gefühlsselige Kleinmalerei des Hellenisten in jenen großflächigen Stil umsetzt, den das verhaltene Pathos seines Epos fordert.

---

[1]) Markus Hügi: Vergils Aeneis und die Hellenistische Dichtung. Noctes Romanae. Haupt, Bern 1952. [2]) Vergils Aeneis, deutsch von Rudolf Alexander Schröder. Suhrkamp-Verlag, Berlin und Frankfurt a. M. ohne Jahreszahl. Erstveröffentlichung in Band V der Gesammelten Werke 1952. [3]) Vergils Hirtengedichte, Lateinisch und Deutsch. Kösel-Verlag, München 1953.

Noch nachdrücklicher als gelehrte Studien spricht die dichterische Beschäftigung mit Vergil dafür, daß dieser unserer Zeit etwas bedeutet. So läßt *Rudolf Alexander Schröder* auf seine 1939 erschienene Übertragung der vergilischen Eclogen und Georgica eine solche der Aeneis folgen [2]). Längst hochverdient als Übersetzer auch anderer antiker Dichter wie z. B. Homers, bewährt Schröder hier erneut seine Meisterschaft einer fast unlösbaren Aufgabe gegenüber. Fast unlösbar ist diese sowohl in metrischer als stilistischer Hinsicht. Während für den antiken Vers die sprachlichen Quantitäten Grundlage bilden und eine wohl gleichzeitig musikalische und dynamische Modulierung, die im übrigen an keine starre Betonung gebunden ist, den Rhythmus nur unterstützt, ruht der moderne Vers ganz auf einem unverrückbaren Wortakzent. Für den Übersetzer bedeutet dies Nachbildung des Hexameters in einem ganz anderen Sprachmaterial, dessen Armut an unbetonten Silbenfolgen sich außerdem dem daktylischen Maß widersetzt. Dazu kommt, daß die modernen Sprachen mit ihrer Fülle leerer Hilfswörter der monumentalen Gedrängtheit des Latein sehr ferne stehen, besonders des vergilischen Latein, das mit Sinn und Anschaulichkeit durch und durch gesättigt ist. Schröders Übertragung schmiegt sich nun dem lateinischen Text nicht nur inhaltlich meistens aufs engste an, sondern auch im rhythmischen Gefälle, welches durch das streng geregelte und doch nicht monotone Verhältnis zwischen Vers und Satzperiode bestimmt ist. Sein Hexameter vermeidet in glücklicher Weise jene schweren Silben in der Doppelsenkung, welche dem Vers so leicht einen hüpfenden Charakter geben, und überhaupt ist er reich an dem Deutschen angemessenen Spondeen. Mit dem Satzumfang zwingt das Original der Nachbildung auch seine Gedrängtheit auf, in der Schröder innerhalb des sprachlich Erlaubten ein Äußerstes erreicht. Seinen nie dem Alltäglichen verfallenden Ausdruck speist er teils aus alter dichterischer Tradition, teils aus eigenen Schöpfungen. Für beides kann er sich auf den vergilischen Sprachstil berufen, der als Weiterbildung des ennianischen auf die römischen Zeitgenossen ebenfalls archaisch und lebensfern gewirkt haben muß. Nur war er von einer anerkannten literarischen Tradition getragen, während die Nachbildung als persönliche Schöpfung eines Einzelnen sich leicht dem Vorwurf des Willkürlichen aussetzt. Dazu kommt, daß bei Vergil wie den übrigen Augusteern die Wortwahl als Stilmittel hinter der Wortstellung an Bedeutung zurücktritt, während die modernen Sprachen in dieser stärker gebunden und darum ausschließlicher auf die lexikographische Wirkung angewiesen sind, welche aufdringlicherer Natur ist. Schröders Leistung soll durch diese Feststellung aber keineswegs herabgesetzt werden, vielmehr bekennen wir uns zu Bewunderung und Dank für einen Vers, der in deutscher Sprache wirklich etwas von vergilischem Wohllaut und vergilischer Kraft ausströmt.

Neben den besprochenen Büchern werden uns als Neuerscheinung Vergils Hirtengedichte in der Übertragung von *Theodor Haecker* zusammen mit dem lateinischen Text vorgelegt [3]). Befremdlicherweise macht der Verleger durch nichts kenntlich, daß es sich um eine Neuauflage der 1932 bei Jakob Hegner in Leipzig erschienenen Edition handelt, von der sie sich auch ausstattungsmäßig fast bloß durch die beigefügten Zeichnungen von Richard Seewald unterscheidet. Den Rezensenten enthebt dies einer eingehenden Würdigung; was sich aufdrängt, ist nur ein knapper Vergleich mit Schröders oben erwähnten Hirtengedichten. Daß dieser zu Gunsten des Dichters und Altmeisters der deutschen Übersetzungskunst ausfällt, bedeutet keine Herabsetzung für den Philosophen, der seinen Namen mit dem Vergils aufs eindrücklichste durch das 1931 erschienene bekenntnishafte Buch «Vergil, Vater des Abendlandes» verknüpft hat. Auch Haeckers Übertragung hält sich an Versmaß und Wortlaut des Originals, freilich ohne dessen edle Kadenz zu erreichen. Die Sprache entbehrt die dichterische Sattheit Vergils, hat aber den Vorzug einheitlicher Tonhöhe, während Schröder in seinen Hirtengedichten der viel strengeren Form zum Trotz gelegentlich einen Realismus wagt, welcher eher der Art Theokrits als derjenigen des Römers gerecht würde. In seiner unprätentiösen Klarheit erschließt sich Haeckers Text dem Leser ohne jede Mühe, und vollends im Verein mit den reizenden Illustrationen Seewalds wird er erneut manchen erfreuen als gefällige Vermittlung antiker Hirtendichtung.

Fritz Wehrli

Die Zeichnungen von Albrecht Altdorfer

Die Kunstgeschichte ist heute auf verschiedenen Gebieten in das Stadium der Zusammenfassung eingetreten. Das Material ist gesichtet, die Zuschreibungen werden immer zuverlässiger, nachdem eine fluktuierende Menge undatierter und unsignierter Arbeiten einige Generationen lang zwischen verschiedenen Meisternamen und datierten Werken hin und her geschoben wurde. Bei weitem nicht auf allen Linien hat die Forschung bereits diese Reife erreicht, vieles wird dauernd ungeklärt bleiben; auch wird es immer wieder glückliche Zufallsfunde von Werken und Archivalien geben (und sensationelle Fälschungen, wie die «neuen» Grünewald-Zeichnungen), aber die Arbeiten mehren sich, die ein bestimmtes Stoffgebiet oder einen Meister bis auf weiteres «abschließend» behandeln.

Zu diesen dokumentarischen Werken gehört die Arbeit von *Franz Winzinger* über die Zeichnungen Altdorfers und seines Kreises [1]). Die Zuteilung verwandter, aber nicht eigenhändiger Werke erscheint durchweg plausibel, soweit das ein Nicht-Spezialist beurteilen kann; überzeugend ist auch die Zuweisung der in der Stadtbibliothek von Besançon liegenden Teile des Gebetbuches Kaiser Maximilians an Altdorfer — trotz den nachträglich angefügten falschen Initialen. Die in stark verblaßter Tinte gezeichneten Randleisten dieses Gebetbuches sind im Druck geschickt verstärkt, so daß die Reproduktion hierin dem ursprünglichen Original gewiß näher kommt als das Original im heutigen Zustand.

Altdorfer ist ein Inbegriff altdeutscher Kunst — und zugleich ein Einzelgänger, der sich in keiner ihrer Richtungen ganz unterbringen läßt. Um 1500 bäumt sich die religiöse Kunst des ausgehenden Mittelalters gewissermaßen noch einmal auf gegen die von allen Seiten eindringende Renaissance-Weltlichkeit, und bis in die 1530er Jahre entstehen die krampfigen, fiebrig überhitzten Schnitzaltäre. Bei Altdorfer spiegelt sich diese Zeitstimmung zwar im Strich seiner Zeichnungen, nicht in seinen mäßig intensiven religiösen Interessen. Ebensowenig gehört Altdorfer aber zu jenen Meistern, die sich um die Erkenntnis und Wiedergabe der irdischen Umwelt bemühen. Der prachtvolle Tiroler Michael Pacher hatte es zu einer ersten Synthese zwischen Spätgotik und italienischer Renaissance gebracht, dann bemüht sich Dürer sein Leben lang darum. Altdorfer interessiert sich nicht sehr für die neuen, von anderen so leidenschaftlich gehandhabten Erkenntnis-Mittel Perspektive und Anatomie. Zwar hat er ein eminent starkes Raumgefühl und Raumbedürfnis, aber auf perspektivische Richtigkeit kommt es ihm nicht an, und wo er die neuen humanistischen Bildinhalte darstellt, nackte Figuren und mythologische Szenen, da denkt er nicht daran, sie architektonisch und anatomisch richtig zu konstruieren in scharf umrissenen Körpern von verstandesmäßig überwachten Proportionen. Nicht Erfassung, sondern Umschreibung des Gegenstandes unter Überspringen der genauen Form ist seine Absicht, aus der alten wie aus der neuen Gedankenwelt wird ein Märchenreich; die Realität wird nur gerade soweit aufgenommen, als sie sich sogleich wieder ins Irreale verdampfen läßt. Altdorfers Figuren und Landschaften sind ganz unplastisch — er ist das Gegenteil eines Cézanne, der in allen Naturformen die plastischen Grundelemente suchte. Es wird nicht eine Welt gebaut, die in sich selbst ruhend bestünde, wie dies das Ziel aller Renaissance-Maler war, sondern ein schillerndes Irrlicht, beschworen mit allem Zauber des Verwunschenen, und zwar ist es oft eine ausgesprochen spießbürgerliche Welt, die in den Zustand einer phosphoreszierenden Gärung versetzt wird: kleine Leute in ausgetragenen Kleidern, die nach Filz und Rauch und Pferdestall und Pfeifentabak riechen (wenn es den schon gegeben hätte), und sogar der Kaiser scheint seinen Werktags-Kaisermantel zu tragen. Die Figuren sind seltsam haltungslos, das, was die Komposition zusammenhält, ist graphologische Einheit des Strichs; solange die subjektive Erregung anhält, ist der Gesamteindruck leidenschaftlich und gespannt, läßt sie nach, so sackt die Form zusammen und läuft die Feder leer als Schnörkel.

---

[1]) Franz Winzinger: Albrecht Altdorfer, Zeichnungen. R. Piper & Co., München 1952.

Das komplizierte Wechselspiel der Beziehungen zwischen Altdorfer und älteren Meistern wie Pacher und Dürer, und ungefähren Generationsgenossen wie Cranach, Jörg Breu, Wolf Huber, Hans Leinberger, Hans Leu, und jüngern wie Lautensack, Hirschvogel, Beham wird sichtbar gemacht — schade, daß nicht auch Urs Graf und Niklaus Manuel in die Betrachtung einbezogen werden, doch war es ja nicht die Absicht des Verfassers, eine Gesamtdarstellung der ganzen «Donauschule» und ihrer Verwandten zu geben, unter denen sich der Platz von Graf und Manuel noch immer nicht deutlich bestimmen läßt. Ein Stilvergleich wäre lohnend, er würde zeigen, wie viel ärmer an «Stimmung», Gemüt und Raumgefühl die beiden Schweizer sind, während sie anderseits eine bis zum Zynismus gehende geistige Wachheit haben, die Altdorfer abgeht.

Winzingers Buch ist in jeder Hinsicht — auch durch seine schönen, großformatigen Abbildungen — eine Leistung hohen Ranges.

Peter Meyer

Streiflichter zur Medizin und ihrer Geschichte

Immer wieder ist es ergreifend und bewegend, die Persönlichkeit des Gelehrten und Forschers losgelöst vom Werk zu betrachten. Aus neuem Blickwinkel gesehen, treten Züge hervor, welche durch Publizität und fachliche Kritik lange Zeit verhüllt gewesen waren. Handelt es sich gar um eine Autobiographie, so überrascht gelegentlich die einfache Wahrheit, daß nicht das Ausmaß des geleisteten Forschungsbeitrages, nicht das schriftlich Niedergelegte und Veröffentlichte die Besonderheit des Menschen ausmacht, sondern die Einmaligkeit seines persönlichen Schicksals in der Zeit.

So spricht uns auch *Oswald Bumkes* Buch *Erinnerungen und Betrachtungen* in fesselnder Weise an [1]). Es enthält neben autobiographischen Aufzeichnungen eine kurze Lebensbeschreibung von dritter Hand, sowie eine Aphorismensammlung, und wurde bald nach seinem Tod veröffentlicht. Für die ältere Psychiatergeneration bedeutet Bumke der kritische Geist der deutschen Psychiatrie, der heftige Bekämpfer der Psychoanalyse, der Nachfolger Kraepelins auf dem Lehrstuhl, der Herausgeber des bekannten Handbuches. Uns Jüngern reiht sich sein Bild bereits in die Galerie der großen Meister und Lehrer der vergangenen Zeit. In der vorliegenden posthumen Veröffentlichung tritt nun aber nicht nur der kämpfende, selbstbewußte Führer und Lehrer, sondern vor allem der mit der Fragwürdigkeit des menschlichen Strebens sich beschäftigende Zeitgenosse hervor. Bumkes Anfänge reichen in die Epoche des freudigen Fortschrittglaubens in der Medizin, er erlebt die Wandlungen des modernen Denkens und sieht sich zum Schluß in den Wirren des Krieges vor einem geistigen Chaos, dem seine geradlinige Haltung kaum mehr standzuhalten vermag. Sein Lebensbekenntnis, das testamentarischen Charakter hat, endet denn auch mit der Mahnung zur Besinnung auf die Grundwahrheiten, die er vor allem im christlichen Glauben, Lieben und Hoffen sieht.

Einzelheiten seiner beruflichen Laufbahn, so zum Beispiel die Begegnung mit dem todkranken Lenin in Petersburg, gestalten die Lektüre anregend.

Einen bedeutenden Schritt zurück in der Geschichte der Medizin tut *Bernhard Milt* mit seiner Publikation über *Mesmer* [2]). Professor Milt geht es nicht darum, Leben und Werk des großen Magnetiseurs vollständig darzustellen; er setzt sich vielmehr zum Ziel, die Tätigkeit Mesmers in der Schweiz an Hand von zeitge-

---

[1]) Oswald Bumke: Erinnerungen und Betrachtungen. Richard Pflaum, München 1952. [2]) Bernhard Milt: Franz Anton Mesmer und seine Beziehungen zur Schweiz. Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, Bd. 38, Heft 1, 1953. Leemann AG., Zürich. [3]) Otto Chiari: Heilkunde im Wandel der Zeit. Rascher, Zürich 1952. [4]) Hans Zulliger: Heilende Kräfte im kindlichen Spiel. Joseph Meinertz: Psychotherapie als Wissenschaft. Beide Bücher Ernst Klett, Stuttgart 1952.

nössischen Berichten und unveröffentlichtem Material zu schildern. Wir erfahren köstliche Einzelheiten über die Versuche Mesmers, in unserem Lande Fuß zu fassen, unter anderem von einem Besuch bei dem großen Albrecht von Haller, der allerdings Mesmer mit kühler Zurückhaltung anhört. Die widerstreitende Beurteilung durch die Zeitgenossen und das Schillernde seiner Person wird aufgezeigt, und es bleibt denn auch dem heutigen Leser zum Schluß überlassen, wie er sich zu diesem, von echter Größe umwitterten Vertreter des achtzehnten Jahrhunderts stellen will. Milt versteht es ausgezeichnet, das Wesentliche aus den vorhandenen Belegen zusammenzustellen, ohne den Leser zu einem Urteil über den fragwürdigen Nimbus Mesmers zu drängen.

Dem Zug der Zeit folgend, bereichert der heute noch wirkende österreichische Chirurg *Chiari* die Literatur durch eine kurzgefaßte, persönlich gefärbte Geschichte der Medizin [3]). Es handelt sich um ein flüssig geschriebenes, leicht lesbares Buch von faßlicher Darstellung, das zum größten Teil aus den bekannten Quellen der Medizinhistorie schöpft.

In die moderne Medizin begeben wir uns, wenn wir uns anschicken, über die Bücher zweier heute lebender Psychotherapeuten *Hans Zulliger* und *Joseph Meinertz* zu berichten [4]). Zulliger schöpft aus dem vollen reichen Anschauungsunterricht, den ihm das Leben im Dorf bietet. Als Lehrer und Psychologe steht er mitten in einer Gemeinschaft, die vielen — um nicht zu sagen den meisten — wissenschaftlichen Psychologen verschlossen ist. Er beobachtet in nuce die Formen und Wandlungen des kindlichen Denkens und Agierens und bietet dadurch unschätzbare Hilfe und Anregung für das Verständnis der Psyche des Erwachsenen. Was Zulliger über das prälogische, animistische Denken der Kinder und über den infantilen Totemismus sagt, gehört zum Allerwichtigsten im psychotherapeutischen Schaffen unserer Zeit. Unvergeßlich bleiben die farbigen Schilderungen etwa des «Güggelimetzgers» oder des «Etalon». Dabei zeigt sich auch, daß Zulliger schon vor Jahren auf die Möglichkeit der Spieltherapie gestoßen war, deren Bedeutung erst heute erfaßt worden ist.

Meinertz greift an einem andern Punkt der Auseinandersetzung um die heutige Psychotherapie an. Er unterzieht die Methoden einer grundlegenden Prüfung, mit Hilfe der modernen Philosophie. Möglichkeiten und Berechtigung der Psychotherapie werden entwickelt, und dem Leser wird bei der Lektüre deutlich vor Augen geführt, wie dornenvoll eine solche prinzipielle Untersuchung ist. Es wird auch klar, wie vieldeutig und vieldeutbar ursprünglich einfache, sinnfällige Begriffe geworden sind. Daß eine Selbstbesinnung der Psychotherapie dringend notwendig ist, wird in diesem Werk unmißverständlich aufgezeigt. Während Zulligers Buch in seinem direkten, handgreiflichen Stil auch dem philosophisch nicht Vorgebildeten eine Menge von Anregungen bietet, gestaltet sich die Lektüre von Meinertz' Buch für den Unbewanderten zu einem mühsamen Wagnis.

Christian Müller

Die Konjunkturschwankungen

Das Streben nach beständiger Vollbeschäftigung als Idealbild der modernen rationellen Ökonomie wird durch Schwankungen der Konjunktur gestört. Wenn nicht alle Vorzeichen trügen, steht die Wirtschaft der kapitalistischen Welt heute vor dem Ausklingen der sie seit längerem beherrschenden günstigen Geschäftslage, das von einer Depression abgelöst werden kann. An dem Problem einer Steuerung der Konjunkturschwankungen durch Einsatz staatlicher Mittel haben sich die edelsten Geister der Wirtschaftswissenschaft immer von neuem versucht, ohne daß ihnen bislang ein durchschlagender Erfolg beschieden war. Vor uns liegt eine tiefgründige Studie über die *Konjunkturschwankungen* aus der Feder des o. Professors an der Handels-Hochschule St. Gallen, Dr. *Walter Adolf Jöhr*, die als zweiter Band der Theoretischen Grundlagen der Wirtschaftspolitik erschienen ist [1]). Um es als Wichtigstes

---

[1]) Walter Adolf Jöhr: Die Konjunkturschwankungen. Polygraphischer Verlag, Zürich 1952.

gleich vorwegzunehmen: soweit der Rezensent festzustellen in der Lage war, kommen in dem neuen Werk von Jöhr die psychologischen Faktoren als Impulse und Verstärker der Konjunkturschwankungen zum ersten Male in der Geschichte der Konjunkturforschung mit der von Jöhr angewandten Klarheit und Betonung zu ihrem Recht.

Aufgabe dieser Konjunkturforschung ist es, zur Verwertung in der Praxis den Gründen für die Wellenbewegungen in der Geschäftslage nachzuspüren; auf Grund ihres systematischen Aufbaues, der eingehenden Auseinandersetzung mit der konjunkturtheoretischen Literatur und der den einzelnen Kapiteln angefügten Zusammenfassungen eignet sich die Jöhrsche Studie auch zum Lehrbuch der Konjunkturtheorie.

Der Verfasser hatte bereits in dem seit Jahren vergriffenen ersten Band seiner Theoretischen Grundlagen der Wirtschaftspolitik ein Modell «der vollkommenen Konkurrenz» entwickelt, das dem Gleichgewicht in einer «freien» Wirtschaft entspricht. Der Wirklichkeit hält dieses Wunschbild nicht stand: die Aufgabe ist es, zu untersuchen, ob die konjunkturellen Schwankungen sich aus dem freien Spiel der Kräfte ergeben, oder ob sie als Folge einer wirtschaftswidrigen Politik auftreten. Zu diesem Behufe wandelt der Autor das genannte Modell zu einem konjunkturell schwankenden ab. Er unterscheidet sich dadurch von Konjunkturtheoretikern, die der Auffassung sind, daß die vom Staate nicht behinderte Marktwirtschaft von konjunkturellen Schwankungen verschont bleibe. Als einer ihrer Hauptverfechter kann neben den Professoren Eckert und Mises der Genfer Nationalökonom Professor Röpke gelten, dem wir auch eine eingehende Besprechung des neuen Werkes von Jöhr in der «Neuen Zürcher Zeitung» verdanken (Nr. 507 vom 6. 3. 53).

Die von Jöhr unternommene Kausalanalyse gewinnt, um es zu wiederholen, für die wirtschaftspolitische Praxis dadurch ihre ungeheure Bedeutung, daß die bisher von der Konjunkturforschung nur ungenügend oder vereinzelt gewürdigten psychologischen Eigentümlichkeiten, wie die Ungewißheit der Erwartung, die Stimmung, die sogenannte «Antizipation», die Annahme des Wirtschaftssubjekts bezüglich der zukünftigen ökonomischen Entwicklung, die Fehlkalkulation und der massenpsychologische Prozeß, von Jöhr zum ersten Male an den ihnen gebührenden Platz gestellt werden. Jöhr läßt seine verdienstvolle Arbeit in ein Schlußkapitel ausklingen, in dem er aus seiner Kausalanalyse die wirtschaftspolitischen Folgerungen zieht; als Aufgabe des Staates bezeichnet er es, den Konjunkturprozeß durch eine Politik der Stabilisierung des Volkseinkommens so zu steuern, daß ein hoher Beschäftigungsgrad dauernd gesichert bleibt. Wenn in der amerikanischen Wirtschaft, deren geschäftliche Lage von entscheidendem Einfluß auf die übrige Welt ist, gegenüber pessimistischen Prognosen neuerdings immer stärker die Entschlossenheit betont wird, die Konjunktur stabil zu halten oder sogar auszuweiten, dann mögen für eine derartige Entschlossenheit die von Jöhr vermittelten Erkenntnisse mit die Anregung gegeben haben.

Hans Posse

CONFISERIE Sprüngli

AM PARADEPLATZ ZÜRICH

GEGRÜNDET 1836